

Zum eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag

Autor(en): **E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 37

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag.

Der Tempel in Jerusalem war eine Sehenswürdigkeit. Titus war unglücklich, als er 70 n. Chr. bei der Eroberung Jerusalems in Flammen aufging. Er hatte den ausdrücklichen Befehl erteilt, dieses Kunstwerk zu schonen. Er wußte, wie stolz der Jude auf seinen Tempel war, der neben den Bauwerken der Griechen und Ägypter in seiner Eigenart bestehen und einen Anziehungspunkt für die Fremden bilden konnte.

Und doch ließ der Jude den Fremdling nicht bis ins Heiligtum des Tempels eindringen. Denn ihm war der Tempel nun doch mehr als ein schönes Bauwerk. Ihm war der Tempel der Ort, da Gottes Ehre wohnt, da seine Gesetze aufbewahrt werden, da man dem Höchsten opfert und da man am großen Versöhnungsfest alljährlich die Vergebung aller Sünden Israels feiert. Hier versammelte sich die fromme Gemeinde. Hier thronte der Gott Israels, der nicht war wie die nichtigen Götzen der Heiden. Kein Bild zeigte ihn. Er war unsichtbar. Aber er war als der Unsichtbare der Lebendige, der Schöpfer und Richter des Himmels und der Erden.

Wir Schweizer haben keinen Tempel wie die Juden. Wir haben schöne und häßliche Kirchen, Kunstwerke und Pflschwerte, aber keine von ihnen ist ein zentrales Heiligtum, in dem Gott in ganz besonderer Weise zu finden wäre. Wir wissen jetzt, daß Gott sich nicht in irgend einen Raum einschließt. Den schönsten Thron Gottes sehen wir in unserm ganzen Heimatland mit seinen Bergen, Flüssen, Wäldern und Seen. Und wenn die Fremden zu uns kommen, so kommen sie nicht, um einen Tempel zu sehen, der der Stolz der Nation wäre, sondern um unser Land in seiner Lieblichkeit und Majestät kennen zu lernen, so wie es Gott der Herr erschaffen hat.

Wenn die Fremden nun nach Jerusalem kamen, sahen sie vor, ja sogar in dem Tempel bis in den heiligen Raum hinein, den sie nicht betreten durften, die Wechsler fremde Valuta umwechseln und die Krämer allerlei Opfertiere verkaufen. Und sie hörten das Feilschen, Kreischen und Lärmen, ohne das man im Orient nun einmal keinen Knopf kauft und verkauft. Aber die Geldwechsler an dieser Stätte waren sehr bequem, und der ganze Handel war höchst malerisch. Sie stießen sich wohl selten daran. Aber auch der fromme Jude stieß sich nicht daran. Der Tempel war das Heiligtum. Ja, gewiß. Aber auch das Geschäft war ein Heiligtum, vor dem jeder Jude großen Respekt empfand. Und wenn sich nun da zwei Heiligtümer berührten, so glaubte er durchaus Gott geben zu können, was Gottes war und dem Geschäft, was des Geschäftes war.

Wenn die Fremden in die Schweiz kommen, so sehen sie in diesem herrlichen Land auch allerlei, was gar nicht hineinpaßt: in den Bergen Hüttchen von dürrigster Armut und verarbeitete, sorgenvolle Gesichter; in den Städten Elendsquartiere mit Löchern, in denen die Armut haßt und Arbeitslose, die vor dem Arbeitsamt in Scharen herumstehen. Aber sie nehmen daran wenig Anstoß. Vieles davon wirkt recht malerisch. Anderes kennen sie sehr wohl von zuhause, und es ist ihnen eher ein Trost, daß auch in diesem schönen, gesegneten Land nicht alles zum Besten steht.



Gustav Doré: Jesus reinigt den Tempel.

Aber auch wir Schweizer empfinden den Unterschied zwischen der großen, herrlichen Schöpfung Gottes und dem, was wir hineingestellt haben, oft genug recht wenig. Ja, gewiß, es ist Not im Lande. Aber wir trösten uns sofort damit, daß sie anderswo noch größer ist. Ja, gewiß, die Leute werden immer trostloser. Laufende können sich keine Ferien gönnen, um ihr schönes Heimatland kennen zu lernen. Andere Laufende hausen in den wundervollsten Bergtälern, aber sie sehen nur noch die unbezahlten Zinsen und nicht mehr die Pracht, die sie umgibt. Allein auch wir haben eben noch unsere Heiligtümer: der sogenannte gesunde Franken, um dessen willen das Volk ruhig weiter leiden darf; die Rendite, die ehernes Gesetz ist und bleibt, und um deren willen Elendsquartiere dastehen müssen; die Macht der Banken, deren Tempel ja längst üppiger und grandioser sind als viele neue Kirchen.

Als Jesus nach Jerusalem kam, ging er in den Tempel und nahm einen Stuhl und trieb die Wechsler und Krämer zum Tempel hinaus. „Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus. Ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht.“ So sprach er. Nicht einmal die Frommen begriffen das recht. Gab es nicht zweifelhafte Vergnügungsorte in Jerusalem, die er hätte säubern können? Regierten nicht die heidnischen Römer, die er hätte zum Land hinaustreiben können? Wieso mußte er gerade hinter die paar Geschäftsleute im Tempel geraten?



Hafen von Erquy.

(Phot. O. Braun, Bern.)

Und wenn Jesus heute zu uns in die Schweiz käme? Würde er da wohl in erster Linie mit den Frommen in das Zetermordio darüber einstimmen, daß eine Neger-Jazzmusik im Rosengarten hat spielen sollen? Würde er in ein Strandbad fahren und dort Männlein und Weiblein auseinandertreiben? Oder würde er mit Striden unter die Kommunisten fahren, weil sie noch immer nicht für die bewaffnete Landesverteidigung mit Begeisterung einstehen?

Oder würde er nicht doch vielleicht wider die Macht des Geldes zu Felde ziehen, die den Tempel unseres schönen Landes täglich schändet? Würde er nicht mitten unter eine pompöse Feier des ersten August fahren, wo irgend ein Regierungsmann eine biedere, schmälzige Rede hält und diese Rede unterbrechen, weil er das viele arme Volk gesehen hätte, das ja gar kein Vaterland mehr hat, weil Geldmächte und Parteiklängel es entrechteten und berauben?

Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich. Ich weiß, daß Jesus über Jerusalem geweint hat, ehe er den Strid im Tempel ergriff. Ich weiß, daß er den tiefsten Schaden des Volkes und seine letzte Gottlosigkeit nur deshalb erkannte, weil er es so unendlich liebte und weil seine Liebe nichts mit dem offiziellen Phrasengewäsch zu tun hatte.

Und das jagt uns, daß wir zum Betttag nur reden und daß wir zum Heil und Segen unseres Vaterlandes nur vor Gott treten können, wenn wir unser Volk und Land mit der Liebe lieben, die bereit ist, Schäden zu sehen, vor Gott zu bringen und mit der Hilfe, die uns Gott in seinem Wort, seinen Gesetzen, Geboten und Verheißungen gegeben hat, zu bekämpfen. Und das wird dann wohl heißen, daß jeder die Krämer und Wechsel in seinem eigenen Herzen zuerst vertreiben muß. Wenn wir das tun, dann arbeiten wir aber daran, daß der Tempel Gottes, unser schönes Vaterland, weniger geschändet und entstellt wird, und daß jeder, auch der Ärmste, wieder ein Vaterland bekommt, für das er Gott danken muß.

E. B.

Ferien in der Bretagne.

Ein längst gehegter Wunsch — irgendwo in der Bretagne am Meer frohes Strandleben genießen und nebenbei die stetsfort drängenden Wandergelüste stillen — ist während unseres Ferienaufenthaltes in dem kleinen am Kanal La Manche gelegenen Badeort Erquy-Caroual in Erfüllung gegangen.

Erquy, das nach einer Chronik auf den Trümmern der frühern bedeutenden Stadt Rhaeginea oder Nazato auf-

gebaut ist, verfügt allerdings nicht über den Luxus und die Bequemlichkeiten, wie sie die Meerbäder Saint-Malo, Dinard, Sables-d'or-les-Vins, Saint-Gast usw. aufweisen. Wer aber ein ruhiges gemüthliches Leben dem lärmenden und zuweilen recht kostspieligen Betrieb eines mondänen Meerbades vorzieht, wird sich in Erquy bald heimisch fühlen. Er wird es lieb gewinnen, obgleich hier kein Kasino mit Kurorchester vorhanden ist und der Hafen keinen großen Schiffsverkehr aufweist. Nach einer Zeltstadt wird man auf der Plage von Erquy vergebens suchen. Der eigentliche Badebetrieb spielt sich in dem ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde von Erquy entfernten, aus drei Hotels und einem Duzend kleiner, schmuder Villen bestehenden Caroual ab, das eine wundervolle, über 3 Kilometer lange Plage besitzt, um die sie manch' ein Meerbad berühmten Namens beneiden dürfte. Die Umgebung von Erquy bietet in geologischer, botanischer und zoologischer Beziehung sehr viel Interessantes und Sehenswertes. Besonders möchte ich auch die alten, hier noch überall anzutreffenden Windmühlen erwähnen, die für die bretonische Landschaft charakteristisch sind, wie die aus buntfarbigem Granit erstellten Häuser und Villen. Wer neben dem Badesport noch gerne auf Schusters Rappen geht, der findet reichlich Gelegenheit zu allerhand reizvollen Wanderungen in dem von prächtigen Fichtenwäldern, Hügeln und langgestreckten Höhenzügen durchsetzten Gelände. Man wird dabei unwillkürlich an voralpine Gegenden des Berner Oberlandes erinnert.

Herrliche Ferientage waren es, die wir, meine Frau und der Verfasser dieser Plauderei, an der Plage von Caroual verbringen durften. Unvergeßlich sind die Tage, da wir in dem feinen, gelblich-grauen Sand an der Sonne lagen oder, zur Zeit der Flut, in frohem Spiel mit andern Badegästen inmitten der wild heranbrausenden Meereswogen herumtollten. Und wie köstlich und unterhaltend waren doch jene Stunden, die wir, auf den mit allerhand Meerpflanzen überwachsenen Felsriffen herumkriechend, auf der Suche nach Muscheln, Krabben, Seefern, Makrelen, Crevettes und anderem niedlichem Meeresgetier verbrachten. Jung und alt sah man da, barfüßig, mit Reken, Spaten, Eishacken und Blechbüchsen versehen, umherwandern. Nachmittags, wenn der Sonne sengende Strahlen allzu heiß vom Himmel herniederbrannten, ließen wir uns des öfters im kühlen Grase unter den schattenspendenden Bäumen im nahe gelegenen lieblichen Val du Cavé zu gemüthlicher Siesta nieder. Noch immer gedanke ich mit Freude der herrlichen Wanderung zum Cap d'Erquy, wo sich uns von den mit brennend rotem Heidekraut bewachsenen Höhen ein entzückender Ausblick auf das Städtchen Erquy, den Hafen und das tief zu Füßen liegende Meer mit seinen bizarren Felseninseln und fernen Küsten darbot. In bester Erinnerung bleibt uns auch die Fahrt mit dem Autocar über Dinard, Saint-Malo zum Mont Saint-Michel, der mächtigen, aus dem Mittelalter stammenden pyramidenförmig aufgebauten Felsenburg, die die imposante Höhe von 75 Meter aufweist. Zu Füßen dieses einzigartigen Wunderwerkes, von einem Gürtel von Festungswällen, Terrassen und gewaltigen Türmen umgeben, befindet sich ein ca. 200 Einwohner zählendes Städtchen mit allerhand Verkaufsläden, Bazaren und Restaurants. Zwei Stunden genügten kaum, um alle die verschiedenen Gemächer, Kapellen, Rittersäle, Totengrüfte, Sakristeien und unterirdischen Kerkergewölbe einigermaßen zu besichtigen. Nur ungern nahmen wir von dem zur Zeit der Flut rings vom Meer umspülten Mont Saint-Michel Abschied.

Ein weiterer nicht minder interessanter Ausflug war der zum Cap Fréhel, das mit seinen steil ins Meer abfallenden Felswänden, den gewaltigen, hoch über den Meerespiegel emporragenden schaumumbrandeten Fels-